

mir urtheilen? — Doch er ist ja krank, er rang zwischen Tod und Leben; sollte, konnte ich ihm die Hilfe versagen, die vielleicht im entscheidenden Momente kam? — Nein! nein! Niemand wird meinen Besuch ahnen; er wird morgen Alles für einen Traum halten. Gott wacht über uns Beiden und kein Mißgeschick wird mich bereuen lassen, daß ich heut der Eingebung meines Herzens gefolgt bin.«

Sie schloß die Augen. Noch schwankte kurze Zeit vor ihrer Anschauung das Bild des Kranken, das Zimmer mit seinen seltsam bekleideten Wänden, in wirren Umrissen, dann übermannte sie der Schlaf.

Draußen färbte indessen — es war hoch im Sommer — ein lichter Goldstreif den östlichen Horizont und malte Thürme und Dächer mit einem seltsam blaffen Lichte, so verschieden von der Dämmerung des Abends.

2.

Die arme Therese.

So hieß sie in der ganzen Nachbarschaft. Sie war die einzige Tochter eines Predigers, früh verwaisst; ein alter Hagestolz von Onkel hatte sie zu sich genommen, und als auch er starb, ihr nichts als eine

ziemlich große Büchersammlung und sein altes Mobiliar hinterlassen. Er lebte von einer mäßigen Pension, die mit seinem Tode aufhörte. Seit ihrem vierzehnten Jahre war sie allein, auf sich selbst angewiesen, in der sehr geräumigen Wohnung des Oheims, in der Umgebung seines alten Hausrathes. Aus Pietät wollte sie Jene nicht verlassen, und sich des Legtern, obgleich mehr als die Hälfte vom Ueberfluß war, nicht entäußern. Sie fühlte sich daselbst heimisch, zufrieden und — glücklich, trotz ihrer Armut. Denn sie mußte für geringen Lohn nähen, stricken, stricken. Dies that sie seit vier Jahren mit unermüdllichem Fleiße, früh vom Sonnenaufgang bis tief in die Nacht, bis ihr die Augen vor Müdigkeit den Dienst versagten. Die Leute tadelten sie, daß sie zwei Drittheil ihres mühseligen Erwerbes hergab, um die weitläufige Wohnung des Onkels zu behalten und noch eine alte Dienerin dazu, die, wie die Bücherschränke, Tische und Stühle, auch ein Vermächtniß des alten Oheims war. Auch rieth man ihr oft, die unnütze Büchersammlung zu verkaufen; aber davon wollte sie vollends nichts hören.

Von dem kleinen Rest ihres Erwerbes lebte sie für ihre Person freilich nur kümmerlich; ihre Kleidung zwar war sauber und anständig, aber dürftig; ihr Tisch oft nur mit Brot und Wasser besetzt, wäh-

rend die alte Beate Fleisch erhielt. Da gab es denn freilich oft einen edlen Wettstreit zwischen ihr und der greisen Dienerin; aber das junge Mädchen bestand darauf, daß ihr jede andere Speise, als Brot und Kartoffeln, widerwärtig sei.

In der That hatte die Armuth nichts Drückendes für Therese; sie klagte nicht, denn sie wünschte und verlangte nichts, sie wußte, daß sie die Leute die arme Therese nannten, sie fand nichts Beschämendes in dieser Benennung; sie fühlte durchaus keinen Trieb, die reiche Therese zu heißen. Sie war recht glücklich in ihrer Armuth.

Denn sie hatte auch schöne, freudenreiche Stunden: wenn sie des Sonntags in den nachgelassenen Büchern des Onkels las — es waren meist naturwissenschaftliche Werke, dann Reisen, Länder- und Völkerkunde, auch astronomische —, oder wenn ihr Kanarienvogel im Bauer sang, und wenn sie in der Saalgaße, wohin eins von ihren Fenstern ging, die Nachbarfinder spielen und sich jubelnd im Sonnenscheine freuen sah. Sie blickte dann oft von ihrer Arbeit oder vom Buche hinab und sah in den Kindern lauter glückliche Menschen. Das machte auch sie glücklich!

Die Nachbarn schüttelten zwar über ihre Sonderbarkeiten den Kopf, sie wußten, daß sie im Winter

das Holz korbweis kaufte und konnten nicht begreifen, warum sie sich absichtlich Entbehrungen auferlege, sie wußten freilich nicht, daß dies keine Entbehrungen für Therese waren; aber sie schätzten und liebten das achtzehnjährige Mädchen, das, wenn es auch mit ihnen keine nähere Gemeinschaft pflog, doch gegen Jedermann mild und freundlich, und hilfreich bis zur Selbstaufopferung war.

Therese war arm, aber schön, schön, wie ein Engel! Des Kranken Auge hatte klar gesehen mitten in seinem Fiebertraume. Aber sie wußte es nicht; das merkten auch die Nachbarn nicht, denn vor sechs Jahren war sie als bleiches, abgezehrtes Kind zu dem alten Hagestolz gekommen und der erste Eindruck von damals war noch jetzt lebendig in ihren Augen. Zudem verlieh kein neues, buntes, fleidsames Gewand ihrer Erscheinung Reiz. Jahr aus, Jahr ein trug sie ein schwarzes Merinokleid und ein graues Hütchen. Ihre Tracht war nicht geeignet, die Blicke auf ihr reizendes Gesicht, die blauen Augen, den holden Mund und die Fülle brauner Locken zu ziehen. Und wie äußerst selten erschien sie auch außer dem Hause; nur ungern, wenn sie Arbeit persönlich abliefern mußte, verließ sie ihre Wohnung, denn diese war ihre Welt — außerhalb derselben suchte und wünschte sie nichts. —

Gott erbarmt sich häufig der armen Mädchen: er giebt ihnen Schönheit, oder Treue, oder Talent, am häufigsten ein frommes Gemüth. Andern giebt er blos Reichthum für's Leben und Fortkommen. Er hat Alles gut gemacht, der liebe Gott! — Die armen Mädchen sollten in ihren Gedanken und Gebeten, und in ihren Wünschen viel dankbarer sein gegen Gott, als die Reichen. — Nur der kleine Spiegel, vor dem sich Therese ihr Haar ordnete, wußte es vielleicht, wie schön sie sei; aber er konnte es nicht weiter sagen. — Gottes Sonne dreht sich wunderbar und mannigfach in ihrem Laufe. Wir achten nur nicht sorgfältig darauf. Selbst in den verstecktesten Keller, in das unzugänglichste Geklüft wirft sie ein Mal des Jahres einen Strahl und erbarmt sich der Finsterniß; sie will, es soll überall, wenn auch nur auf kurze Zeit, Licht werden. Das Licht ist eine von den Seelen der Welt. — Und Therese und ihre Schönheit konnten nicht immer unbemerkt bleiben. —

Sie bewohnte in dem großen, alterthümlichen Hause eine Stube des ersten Geschosses, in der rechten Fronte des Gebäudes. Eins ihrer Fenster ging auf den Platz, das andere in die Sackgasse; nebenbei hatte sie noch drei Gemächer, gefüllt mit dem stattlichen, wenn gleich veralteten Meublement des Dunkelns, welche nach dem Hof führten. Hier hauste und

schlief die alte Beate; in der vordern Stube hatte sich Therese eingerichtet, daselbst stand ihr Arbeitstisch und ihr Bett. Ihr graute vor den hintern Gemächern; sie liebte es bei ihrer Arbeit, des Abends und des Morgens einiges Straßengeräusch zu vernehmen; es war dies das Einzige, was sie in ihrer Einsamkeit an das rege Stadtleben knüpfte. Dicht vor ihrer Thüre ging eine schmale Treppe hinab, sie führte zu einem Ausgang, der auf die Sackgasse stieß. Dieser war meistens verschlossen; der Portier hatte den Schlüssel dazu.

Wenn Therese ausging, mußte sie den weiten Corridor entlang, an den sechs Zimmern des Professors, die an ihre Stube grenzten und den übrigen Theil der Hausfronte bildeten, vorüber, dann gelangte sie vor der bereits geschilderten Studirstube auf die Haupttreppe, die in den Flur und zur Eingangspforte führte. Auf der Mitte des Ganges etwa, den Vorderzimmern gegenüber, befand sich eine kleine Stube, ein ehemaliges Bedientenzimmer, welches die alte Witwe Schreiner bewohnte, eine häßliche, menschenscheue, mißtrauische Frau, die für geizig galt, sich ängstlich einschloß, mit Niemandem im Hause verkehrte, doch zahlreiche Besuche erhielt, weil sie, wie die Rede ging, auf Pfänder lieb.

Erst seit einem halben Jahre hatte der Professor

Willibald Bergold dies Haus bezogen, eben so lange war es, daß er sich überhaupt in dieser Stadt niedergelassen. Er hatte mehrere Jahre auf einer deutschen Universität gelehrt, aber, wie es schien, ohne jede äußere Veranlassung sein Amt aufgegeben und sich hierher zurückgezogen. Er wirkte nunmehr blos als Forscher und Schriftsteller in seinem Gebiete, den Naturwissenschaften. Er war reich: das wußte man gleich nach seinem Erscheinen, obgleich er durchaus keinen Aufwand, nicht einmal ein Haus machte; aber seine Wohnungsmiethen war hoch, seine Einrichtung äußerst elegant, seine Tracht einfach, aber sehr gewählt. Er kaufte theure Bilder, Kupferstiche und Bücher und war freigebig in Geschenken und Trinkgeldern. Im Uebrigen war der unvermählte, etwa vierunddreißig Jahre alte Mann, ohne stolz zu sein, sehr zurückgezogen, er suchte weder Bekanntschaften in der Stadt, noch empfing er Besuche, sein Benehmen war fast mädchenhaft schüchtern. Er grüßte und dankte Jedermann sehr freundlich, doch suchte er stets schnell aus dem Bereiche des Grüßenden zu kommen, als befürchtete er, angeredet zu werden. Seine äußere Erscheinung war schön zu nennen, und sie war noch mehr als dies, sie war einnehmend, herzwinnend: eine hohe, schlanke Gestalt, voll Leichtigkeit und von freier Haltung, ein blaßes, stets ernstes,

aber doch lieblich mildes Gesicht, dunkle, tiefsinnige Augen, aus denen es oft aufblitzte wie poetische Schwärmerei, während in ruhigen Momenten doch wieder kindliche Treuherzigkeit aus ihnen leuchtete, und eine Stirne, auf der die Hoheit thronte, umwallt von reichen schwarzen Locken, die nachlässig auf Schultern und Nacken fielen: so war Vergold eine interessante Erscheinung, die gleich beim ersten Begegnen zur Annäherung und Befreundung reizen mußte. Aber all' diesen Anmuthungen und Versuchungen wich er aus, indem er seine Rolle der Zurückgezogenheit consequent durchführte, sei es aus Bedürfniß, oder aus Absicht.

Die Bewohner der zweiten Etage waren zwei bejahrte unvermählte Schwestern und ein Handwerker mit seiner Frau und mehreren kleinen Kindern. Der Besitzer des Hauses wohnte auf seinem Gute mehr als zwanzig Meilen von der Stadt und erschien jährlich nur ein Mal, um bei seinem Administrator, einem Advokaten, die eingegangenen Mietthgelder in Empfang zu nehmen; dann kam er wohl auch auf wenige Augenblicke in das Haus, um etwa nöthige Reparaturen anzuordnen.

Das große Gebäude war demnach ein so ziemlich friedlicher, geräuschloser Aufenthalt; darum mochte auch der Professor hier seine Wohnung gewählt haben.

Er und Therese konnten die beiden Eremiten der ersten Etage genannt werden, und so hießen sie auch bald im Munde der Hausgenossen.

Nur vier Mal, seit er denselben Flur mit ihr bewohnte, war Therese dem Nachbar begegnet: zwei Mal, als er aus der Stube trat, ein Mal auf der Treppe und dann auf der Straße dicht vor dem Hause. Sie hatte ihn jedes Mal frei und offen angesehen, denn der schöne Mann überraschte sie, und zwar angenehm. Ohne es zu wissen und zu wollen hatte sie sich's gemerkt, wie oft und wo er ihr begegnet war, auch hatte sie jedes Mal seinen Anzug im Gedächtniß behalten. Er grüßte sie stets mit einer Zuverlässigkeit, als wäre sie eine vornehme Dame, doch schlug er nach einem flüchtigen Blicke stets schnell die Augen nieder, und schien beinahe verlegen, wenn er so nahe bei ihr vorüberging. —

Räthselhaft schien ihr das verschlossene Leben und Benehmen des Nachbarn. »Er muß einen Gram haben, ein geheimes Leiden,« dachte sie, und diese Meinung war es, welche ihr Interesse für ihn noch erhöhte. — »Er ist reich — warum könnte er denn nicht wenigstens so glücklich sein, wie Du?« —

Vor acht Tagen wurde der Professor krank. Die alte Beate erfuhr von seiner Aufwärterin, daß ihn das Nervenfieber befallen. Jetzt erst steigerte sich die

Theilnahme des jungen Mädchens; jetzt erst schien es ihr, als wäre er ihr ein guter Freund — er trat ihrem Mitgefühl, ihrer Besorgniß näher, zumal sie ihn von habfüchtigen Miethlingen umgeben, ohne verwandtschaftliche Pflege wußte. Bitter empfand sie, daß sie in ähnlicher Lage gleicher Entbehrung, gleicher Theilnahmlosigkeit ausgesetzt sein würde. Darum waren auch ihre Gedanken während des ganzen Tages bei dem Kranken, und Beate mußte sich fast stündlich nach seinem Befinden erkundigen. Selbst die Nächte brachte sie schlaflos zu und betete und zitterte für sein Leben.

Wir haben gesehen, wie das schüchterne, keusche Mädchen, von einer Ahnung aufgestört, es über sich gewann, an das Bett des jungen, fremden Mannes zu schleichen, um ihn zu pflegen und zu laben, in dem Augenblicke, wo er der Hilfe vielleicht am nöthigsten bedurfte.

3.

Ein Mord.

Therensens Erwachen aus ihren freundlichen Träumen war schrecklich. Ein furchtbares Geschrei von mehreren Stimmen draußen auf dem Gange, lautes